

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Gernhardt, Robert

Hinter der Kurve

Reisen 1978–2005

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

VORWORT

*Der Weg ist das Ziel,
und wenn sich keiner mehr bewegt,
ist das Ziel auch weg.*

Robert Gernhardt

Als Robert Gernhardt 1988 aus fast zehnjähriger »Notiererei« das Resümee zog, seine Brunnen-Hefte seien ihrem Wesen nach »reine Bewegung ... und kein Ankommen«, hatte er erst ein gutes Drittel der Wegstrecke zurückgelegt, auf der die Hefte ihn begleiten sollten. Die achtzehn Jahrgänge, die noch folgten, bestätigen jenes frühe Fazit. Und die »Bewegung« ist dabei nicht nur eine Metapher: Müsste unter den vielfältigen Funktionen, die das unliniierte Schreibheft der Marke »Brunnen« für Gernhardt als Dichter, Zeichner, Essayisten, Publizisten, Ideensammler und Tagebuchschreiber in Personalunion erfüllte, eine einzige benannt werden, die den Charakter des 675 Hefte umfassenden Notat-Ceuvres am besten wiedergibt, dann wäre es die des Reisejournals.

Ortswechsel prägten die Biographie des Autors von Anfang an. In Reval geboren, auf Umwegen in Göttingen gelandet und dort aufgewachsen, nach Stuttgarter und Berliner Studienjahren (mit ersten »Bildungsreisen« nach Italien und Griechenland) in Frankfurt am Main und in der Toskana heimisch geworden, war Robert Gernhardt während seines gesamten Künstlerlebens vorwiegend unterwegs – als Pendler zwischen dem deutschen und dem italienischen Wohnsitz, auf Lesetourneen und anderen berufsbedingten Reisen, aus privaten Anläs-

sen und zwecks Erkundung der Welt, die ihn, den hellwachen Sinnen- und Geistesmenschen, in all ihren Erscheinungsformen und Merkwürdigkeiten interessierte, oftmals irritierte und zum ironischen Widerspruch reizte, vor allem jedoch zu unentwegter Text- und Bildproduktion inspirierte. Hatte er ein Reiseziel erreicht, blieb er auch dort meist in Bewegung, beobachtend, Stoff sammelnd, Eindrücke sortierend, registrierend und zugleich reflektierend, was ihm auffiel.

Seit 1978 war ihm das Notatheft samt Kugelschreiber, ein aus heutiger Sicht schon antikes Instrumentarium, auf Reisen wie im Frankfurter Alltag zum unentbehrlichen Utensil geworden. Das heißt freilich nicht, dass er Reiseberichte nach konventionellem Verständnis hinterlassen hätte. Seine »Buchführung«, daheim wie in der Fremde, bleibt trotz ihres staunenswerten Detailreichtums stets unsystematisch, spielerisch und mit dem Zufall im Bunde, also beweglich im weitesten Sinne: Sie springt hin und her zwischen Wahrnehmung und Assoziation, Analyse und künstlerischer Verarbeitung, verweigert sich dem chronistischen Prinzip ebenso wie dem der Vollständigkeit. Allein nach subjektiven und situativen Kriterien erhält das Erlebte sein Gewicht, wird mit früheren Erfahrungen verknüpft, poetisch oder satirisch umgestaltet oder einfach im Arbeitsspeicher abgelegt.

Das hat zur Folge, dass in den Reisenotizen, die im vorliegenden Band versammelt wurden, die bereisten Länder sehr unterschiedlich zur Geltung kommen, sowohl vom Umfang des Materials als auch von den Textarten und der thematischen Perspektive her. Streiflichtartige Impressionen wechseln ab mit langen Essays, minimalistische Aperçus mit Szenen, Gedichten und Erlebnisprotokollen. Manchmal blieb unterwegs reichlich Muße zum Notieren und Zeichnen, manchmal war die Zeit knapp. Zuweilen ist es der Anlass der Reise, der die Blickrich-

tung bestimmt und die Aufzeichnungen filtert, häufig sind es ausgeprägte Interessen des Autors (insbesondere Architektur, Kunstmuseen und wild lebende Tiere); dann wieder wird seine Aufmerksamkeit spontan von Gegenständen oder Zuständen angezogen, die der Reise nachträglich ein Thema geben, sie in einen Kontext stellen.

Auf diese Weise entstand zwischen 1978 und 2005 in den Brunnen-Heften ein Gernhardt'sches Weltpanorama, von dem ein Teil in das publizierte Werk eingeflossen ist, der größere jedoch hiermit erstmals an die Öffentlichkeit gelangt. Der Band stellt die Texte der – zum Teil mehrfach – bereisten Länder nicht in chronologischer Abfolge vor, sondern in einer gedachten geographischen Linie, die von Estland, dem Ort der familiären Wurzeln des Künstlers, ausgeht und zunächst in ostwestlicher Richtung durch Europa, dann nach Amerika, Asien und Afrika führt, so dass sich eine virtuelle Route um die Welt ergibt. Die Notate von einem mehrmonatigen Rom-Aufenthalt und von den Reisen – vornehmlich Lese-reisen – innerhalb Deutschlands sind aufgrund ihres speziellen Charakters und der Menge des Materials in dieser Zusammenstellung nicht enthalten.

Die Zeitspanne, in der Robert Gernhardt seine Auslandsreisen unternahm, war diejenige, in der Dörfer, Städte, Landschaften in aller Welt ihr Gesicht nachhaltiger veränderten als in Jahrhunderten zuvor, was nicht zuletzt den Auswirkungen einer demokratischen Errungenschaft namens Massentourismus geschuldet war. Als der Autor begann, seine Brunnen-Hefte zu füllen, hatte die zweite große Reisewelle nach dem Krieg längst Orte und Territorien erfasst, von denen die Wirtschaftswunder-Generation noch nicht einmal geträumt hatte. Von dieser Welle war eine neue Publikumsschicht erfasst worden, jene neoromantisch gestimmten Individualreisenden, die den

Neckermann-Urlaub verachteten und das dezidiert Untouristische, Authentische und Ursprüngliche suchten, das unkorrupte Idyll mit Meerblick, gern auch mit funktionsfähiger Dusche und kulinarisch ergiebiger Fischerkneipe, kurzum: mit all den Attributen, die Gernhardt unter dem Begriff »Ort der Orte« subsumiert (siehe Seite 200 ff.). Es war die Ära, in der Deutsche ausschwärmten, um gefährdete Kulturräume zu »retten«, indem sie toskanische oder provençalische Bauernhäuser zu Spottpreisen aufkauften und mit Naturmaterialien renovierten, während dort, wo sie herkamen, aber auch dort, wo ihre weniger anspruchsvollen Landsleute hinreisten, profitsüchtige Bauwut unbehelligt ihr Unwesen trieb.

In den Aufzeichnungen aus seiner toskanischen Zweitheimat (*Toscana mia*, Frankfurt 2011) befasst sich Robert Gernhardt wiederholt mit dieser Konstellation und dem darin verborgenen Dilemma, in das er selber verstrickt ist. Und so begegnen wir ihm auch in seinen Reisenotizen immer wieder als Kulturkritiker, der auf den Ausverkauf der Welt und auf die Begleitsymptome der touristischen Globalisierung mit dem scharfen Blick des Satirikers, zugleich aber mit der Wehmut des empfindsamen Reisenden reagiert – und der sich selbst, mit seinen Sehnsüchten und Verblendungen, seinen Bedürfnissen und Gewohnheiten, als Teil des Problems begreift. Daraus ergeben sich hochkomische Situationen, glasklare Erkenntnisse und melancholische Einsichten. Nebenpfade, zumal die Museumsrundgänge des Malers Gernhardt als komprimierte Lehrstunden einer etwas anderen Kunstbetrachtung, führen in traditionelle Reservate der Kulturreise und leuchten sie neu aus.

Wer mit Robert Gernhardt reist, dem werden die Augen geöffnet für vieles, was ihm bei der eigenen Welterkundung bisher entgangen sein könnte. Ganz im Sinne des 1985 entstandenen

Gedichts »Hinter der Kurve«, das dem vorliegenden Band den Titel gab und dessen erste Strophe lautet:

*Was hinter jener Kurve ist –
Ich weiß es nicht.
Du weißt es nicht.
Es rauszufinden ist die Pflicht,
Die uns das Schicksal zugemißt.*

München, im Mai 2012
Kristina Maidt-Zinke

Wenn einer keine Reise tut,
dann kann er nichts erzählen.
Wenn einer keine Liebste hat,
dann kann er niemand quälen.

Wenn einer keinen Hammer hat,
dann hat er nichts zu klopfen.
Wenn einer keine Mäuler hat,
dann hat er nichts zu stopfen.

Wenn einer keine Brüder hat,
dann hat er nichts zu schwestern.
Wenn einer keine Ostern hat,
dann hat er nichts zu western.
Wenn einer keine Götter hat,
dann hat er nichts zu lästern.

(1989)

»Ein unschuldiger Sport, dieses Erinnern«
Estland 1993



Estk
männl.



Estk
weibl.

WO IST DAS ALTE, WÜRDIGE REVAL GEBLIEBEN?

Reise nach Reval – wieder mit Frau und Mutter. Es ist die zweite Frau, und die Mutter kommt zum zweiten Mal nach der Umsiedlung wieder in die Heimatstadt, und wieder sind plusminus 27 Jahre vergangen: 1939–1966, 1966–1993.

Muttchen hat bestimmte Vorstellungen von dem, was sie diesmal sehen will; heute sollte es Lodensee sein, eine – die letzte – Sommerfrische der Familie. Nicht einfach zu finden: Die Ortsbezeichnungen sind natürlich alle estnisch – welcher volltönende Orts- bzw. Arealname könnte Lodensee gewesen sein? Tante Ebba hatte dort einmal gezeichnet, jetzt lieferte die stark idealisierte Zeichnung das Material zur Rekonstruktion. Das könnte das alte Fischerhaus auf ihrer Zeichnung gewesen sein, das der tote Bau, das dort das Meer und die Steine – und so weiter, bis zu einem Schuppen voller Fischernetze: Die hingen bei Tante Ebba noch draußen.

Ein unschuldiger Sport, dieses Erinnern und Wiedererkennen bzw. Wiedererkennenwollen, der geradezu heitere Züge annehmen kann, wenn eine junge, des Deutschen sehr mächtige estnische Reiseführerin eine Stadtführung für alte baltische Damen macht und manches nicht so recht weiß: Da zur Linken soll früher ein Lokal gewesen sein, ein etwas berüchtigtes Lokal, und die alten Damen rufen unisono, das sei die »Schwarze Katz« gewesen.

Aber nicht nur die alten Damen erinnern sich ihrer Jugend, auch ich erinnere mich, meiner ersten Reise und all dessen, was ich seither über Reval erzählt habe. Eine Hansestadt wie Lübeck, nur noch nicht vom Kommunismus zerstört, ur-

deutsch, sehr nordisch – und dann gehe ich mit L., die das alles von mir gehört hat und nun ein Kleinod der Backsteingotik erwartet, in die Altstadt und begreife mich und die Welt nicht mehr. Wo ist das alte, würdige Reval geblieben? Hat es das vor 27 Jahren überhaupt gegeben?

Diesmal jedenfalls springt nicht die Hansestadt ins Auge, sondern vor allem die Stadt des ehemaligen Ostblocks und, dahinter aufscheinend, die Stadt, die etwas undefinierbar Östliches hat, wobei dieser Osten durchaus europäisch ist, nur eben nicht Lübeck, sondern eher Laibach, Witebsk, St. Petersburg. So ist auch Halva, der türkische Honig, gereist, in einem Bogen von der Türkei über den Balkan, Rußland in die ehemals russischen Kolonien Estland / Finnland.

Hatte mich beim ersten Besuch (Juni, sonnige Tage) das Leere, Entrückte, Stille an deutsches Mittelalter denken lassen, so sehe ich nun – unter ähnlichen Umständen – vor allem das Gewagte dieser Stadtmelange, das Unseriöse einzelner Bauten, das Undefinierbare der gesamten Bau- und Lebensgesinnung. Dauernd muß ich mich bei L. entschuldigen; zu meiner Entschuldigung sage ich nur, dieser erste Abendspaziergang habe uns lediglich einen kleinen Blick in die Stadt werfen lassen – vielleicht finde sich das Reval meiner Erinnerung in Bezirken, die wir noch nicht betreten haben.

Die estnische Reiseführerin: »Rechts der Schornstein des Kraftwerks, nicht gerade eine Verschönerung.« Die alten baltischen Damen im Bus: »Von dem hat man uns schon 1930 versprochen, daß der wegkommen soll.«

*

Geht oder fährt man durch Reval, sieht man häufig halbierte oder demolierte Monumente. Im Vorbeifahren weist die Reiseführerin auf eine durchbrochene Zementkrone hin und sagt,

darin hätten sich ca. 15 Bronzefiguren befunden, um an den Volksaufstand von 1924 zu erinnern: Der Volksmund habe gesagt, das sei das einzige Denkmal eines Volksaufstandes, auf welchem auch alle Teilnehmer verewigt worden seien.

Gegenüber der Stadtbibliothek steht ein Monument mit sehr verblaßten Lettern, schaut man näher hin, wird deutlich, daß die Bronze-Buchstaben entfernt worden sind und nur noch als Rost- bzw. Schmutzabdruck weiterexistieren, vermutlich nicht mehr allzu lange.

Andere Monumente, z. B. eines auf dem Domberg, das das Vollrelief eines Herrn mit Brille zeigt, sind teilweise entfernt worden – d. h., die Tafel, welche an die Verdienste dieses Herrn erinnerte, wurde entfernt, so daß dessen intensives Dräuen etwas sehr Rätselhaftes, ja Unsinniges bekommt. Wieder anderswo, an der Fassade einer Wohnanlage aus der Stalinzeit, fehlt eine Figur, die einst die zentrale Nische geschmückt hat – den Sowjetstern, der das Ganze und eine herzlich sinnlose Laterne krönt, hat man gelassen.

Auch in Dorpat läßt man sich Zeit: Dem Reliefschmuck eines klassizistischen Hauses am Rathausplatz sind Hammer und Sichel hinzugefügt und bisher nicht wieder entfernt worden.

Das alles hat natürlich mit den Russen zu tun und mit deren Version der estnischen Geschichte nicht nur dieses Jahrhunderts.

Unbegreiflich bleibt dem leidlich informierten Flaneur, wie wenig die Russen nach ca. 260 Jahren fast ununterbrochener Herrschaft hinterlassen: Einige Gerichte auf der Speisekarte, französischen Kognak und andere Alkoholika – aber sonst? Keine Produkte, keine Lieder, keine Bilder, gar Inbilder; es ist, als hätte es sie hier nie gegeben. Sieht man mal ab von stalinistischer Architektur, die langsam bröckelt, Olympia-

Architektur (Segel-Olympiade), die rasch zerfällt, und von zwei Abscheulichkeiten: der Alexander-Newski-Kathedrale auf dem Domberg, in den 90ern des 19. Jahrhunderts als Beweis russischer Ansprüche mitten ins deutschbaltische Adelsviertel gepflanzt – und dann gibt es noch das Befreiungdenkmal auf dem Wege nach Brigitten, eine Zementschlacht und die abstruseste Lösung des Problems: Wie mache ich mich als Besatzungsmacht so unbeliebt wie möglich.

*

L., aus dem Fenster des Hotels Viru in Reval hinausschauend:
»Ein größerer Rassismus ist hier wohl nicht zu verzeichnen.«
Ich: »Mangels Rasse.«

DIE ZIEMLICH UNWAHRSCHEINLICHE GESCHICHTE VOM STUHL DES KONSUL STRÖHM

Wir besuchen das Revaler Stadtarchiv, die estnische Reiseführerin hat uns diesen Besuch ermöglicht, nimmt jedoch nicht teil.

Wir – L., meine Mutter und ich – haben uns einer Reisegruppe angeschlossen, der Besuch hat sich also so ergeben. Die Mutter ist eine geborene Ströhm, der Vater hieß Arthur. Ich bin im dritten meiner drei Namen nach ihm benannt: Robert Johann Arthur. Sein Foto hat mein Leben begleitet; er war ein, so scheint es, strenger, wacher Mann, erfolgreich als Verlagsbuchhändler, mehrfacher Hausbesitzer, Jahrgang ca. 1860, in seiner Jugend Mitglied der Schwarzhauptergilde, einer Vereinigung von unverheirateten Kaufleuten, die tief ins Mittelalter zurückreicht und sogar heute noch in Westdeutschland weitergeführt wird. Wer heiratete, verließ die Schwarzhäupter und

ihr Gildehaus und wurde – automatisch! – Mitglied der Großen Gilde, auch mein Großvater ging diesen vorgeschriebenen Weg – wenn er zwischen 20 und 30 geheiratet hat, muß er etwa 1890 der Großen Gilde beigetreten sein. Meine Mutter, dies als Eckdatum, wurde mit ihrer Zwillingsschwester 1904 geboren, sie waren die Jüngsten, die sogenannten Strömlinge (ein kleiner Fisch, angeblich der Wappenfisch der Ströhms, die in der Tat drei solcher Fische im – wie alten? – Wappen führten).

Der Archivar führt die Gruppe durchs Archiv, neben L., Muttchen und mir auch D. (Enkelin von Arthur Ströhm), H., ihre Schwester (dito), und deren Ehemänner. Im Vortragssaal setzen sich einige auf die stoffbezogenen Allerweltsstühle, D., E. und ich wählen je einen der Stühle, die längs der Wand stehen, drei davon mit, zwei ohne Lehne.

Der Archivar, ein jüngerer Este, der ein hervorragendes Deutsch spricht, erklärt die Baugeschichte der Archivegebäude und zeigt dann auf die Stühle: »Keine gewöhnlichen Stühle, das sehen Sie am Emblem, das sind Stühle aus dem Schwarzhäupterhaus« – alle tragen in der Tat den Schwarzhäupterkopf. »Und«, fährt der Archivar mit einer gewissen Vorfriede fort, »die Stühle gehörten nicht irgendwem, die Namen sind auf ihnen vermerkt« – er dreht einen der drei Lehnstühle um, hinten ist der Name Reinhard Witte eingeschnitzt. »Die Wittes waren ein wichtiges Revaler Geschlecht«, sagt der Archivar, und Muttchen sagt: »Natürlich, die Wittes.«

Neugierig dreht darauf H. den zweiten Lehnstuhl um, und da passiert das Unglaubliche: Auf der Rücklehne des Stuhls ist der Name Arthur Ströhm eingeschnitzt. Einige Aufregung, einiges Hin und Her an Fotos und Ausrufen, dann stellen sich neue Fragen:

Die Stühle sind aus dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts,

jedenfalls legt ihr Stil dies nahe – da aber war Arthur Ströhm nicht mehr Junggeselle, ergo auch nicht mehr Mitglied der Schwarzhäupter. Hatten sich die Sitten seither derart gelockert, daß auch verheiratete Mitglieder noch im Haus verkehren durften? Oder waren die Namen Hinweise auf Stuhl-Stiftungen?

Doch schließlich bringt das Staunen solche Fragen zum Verstummen: Der Archivar berichtet, Inventar dieser Art, ob aus dem Schwarzhäupterhaus oder – er zeigt auf zwei Hocker – aus dem ersten estnischen Parlament, seien irgendwann nicht mehr modern, also auch nicht mehr gewünscht gewesen, man habe solche Möbel weggeworfen. 1939, spätestens 1944 gab es keine Deutschen mehr in Reval, also auch keine Schwarzhäupter. Von wie vielen Stühlen der Schwarzhäupter überlebten wie viele? Jedenfalls fanden besagte fünf ihren Weg in die Sicherheit, das Stadtarchiv, vier von ihnen benamst. Und ausgerechnet einer der drei Lehnstühle trägt den Namen meines Großvaters! Was sagen wir denn dazu?

So wenig wie möglich. Wir teilen unsere Erregung dem Archivar mit, der erlebt Minuten intensiver Geschichtlichkeit, als die 89jährige Tochter des Konsuls auf dem ca. 70jährigen Stuhl ihres Vaters Platz nimmt und sich da ablichten läßt, wo früher nach menschlichem Ermessen keine Frau sitzen durfte.

Denkspiel: Alles könnte natürlich auch Teil eines raffinierten Ränkespiels sein. Dem Archivar werden rechtzeitig die Familiennamen der zu erwartenden Gäste mitgeteilt, und er gibt der Werkstätte den Auftrag, Erinnerungsstücke nach Informationen des Archivs herzustellen – vom Ehrenstuhl bis zum Schulzeugnis. Die läßt er die Töchter/Söhne/Enkelinnen/Enkel »zufällig« finden, um sodann, nachdem die Freude und das Erstaunen sich gelegt haben, mit einer Klage zu beginnen, die

knappe Lage des Archivs betreffend. Fazit: Man könne sich unter Umständen von solchen Erinnerungstücken trennen, gegen eine Spende natürlich.

Was wäre natürlicher als die freudige Zustimmung der Gäste: Großvaters Schwarzhaupterstuhl in den eigenen vier Wänden zu haben samt der unbezahlbaren Fund- und Erwerbsgeschichte – wäre das nicht lumpige drei- bis fünftausend Mark wert?

KEINE OBSTBÄUME MEHR IN KAMBJA

Mit Fahrer machen wir uns auf die Suche nach Kambja, dem Kamby der Erzählungen, dem Gutshaus der väterlichen Linie, ca. 200 Kilometer von Reval und 15 von Dorpat entfernt. Da der Fahrer sich verfährt, wird es etwas aufregender – eigentlich ist der Ort leicht zu finden, man fährt von Dorpat einfach Richtung Vöru. Muttchen: »Es ist zwar peinlich, in Vöru geboren zu sein, aber nicht zu ändern.«

Wir dagegen waren eine Straße zu früh abgegeben, nach etwa 10 Kilometern umgekehrt, bogen wir wieder in die verlassene Straße ein, sahen kurz darauf das Schild Kambja. Muttchen, auf einen Laden deutend: »Das ist der Körz, da durften wir nicht hin, hier muß es gleich sein«, und da war's auch schon, nahe der Straße gelegen, ein renoviertes Gutshaus, gelb-weiß, davor ein Rondell mit Rosen, alles umstanden von alten Bäumen, alles in allem ein rechtes Inbild von Ländlichkeit, Behäbigkeit, Herrschaftlichkeit.

Drumherum zerfallene Stallungen, jedenfalls vom Zerfall bedrohte, aus den Bäumen einer Anhöhe ragt ein Kirchturm, der renoviert wird. Ein See, der früher zum Gut gehört hat, ältere und moderne, kastenförmige Häuser – das alles liegt

sehr locker zerstreut in einer anmutigen Gegend, gehügelt und grün, Laubbäume und Kiefern.

Im Gutshaus ist heute das Rathaus, 1989 hat man das alles renoviert und mit schmiedeeisernen Überdachungen versehen, auf einer steht: Kambja 1989.

»Die alte Eingangstür«, sagt Muttchen, »links war der Saal.« Der ist da immer noch, aber abgeschlossen. Hinterm Haus: keine Obstbäume mehr, viel Wiese, bis zum See – da sei die Terrasse gewesen.

Sehr feudal, sagt L., doch Muttchen rückt zurecht: Sehr kalt im Winter, Mamma Minna habe immer nach Dorpat umziehen müssen. Die schweren Zeiten im Krieg: Die Jungs hätten sich mit Grütze über Wasser halten müssen. Nach der Enteignung sei ohnehin kein Auskommen mehr gewesen, wie denn auch, mit so wenig Land.

Ich denke an das alte Foto, das die Familie vor dem Rondell postiert zeigt, der Vater trägt eine Art Reformkleidung, im Hintergrund das Haus. Nun, in einer Art Überblendung, nehmen Muttchen und ich an etwa gleicher Stelle Haltung ein und lassen uns von L. ablichten. Ein weiteres Foto dieser Art wird es nicht geben können, mangels Nachwuchs, und ob der, hätte es ihn gegeben, noch mal den weiten Weg gemacht hätte, ist doch mehr als fraglich.

AUF REISEN – ODER NIE – LERNT MAN ES, ANSPRÜCHE ZU STELLEN

»Nein, ich hätte gern ein Zimmer mit Meeresblick.«

»Haben wir leider im Moment nicht.«

»Wann wird eins frei?«

»Vielleicht Sonntag.«